



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine lutherische Dogmatik. Alexander von Ottingen hat vor zwei- unddreißig Jahren die Welt mit seiner großartigen Moraltatistik überrascht, einem Werke, das man am allerwenigsten von einem Theologen erwartet hätte, und daß jetzt der Verfasser dieses Werkes den Mut hat, sich an eine Dogmatik*) zu wagen, bedeutet eine neue Überraschung. Daß Mut zu dem Unternehmen notwendig war, meinen wir natürlich nicht in dem Sinne, als ob einem Ottingen das Zeug dazu fehlte. Er steht auf der Höhe nicht allein der theologischen, sondern der Wissenschaft überhaupt und entwickelt eine Gelehrsamkeit, die in Erstauunen setzen würde, wenn wir nicht durch unsre heutigen überfleißigen und mit wunderbarer Arbeitskraft ausgerüsteten Gelehrten, für die der Tag mehr als vierundzwanzig Stunden zu haben scheint, schon an solche Leistungen gewöhnt wären. Bedenklich erscheint das Unternehmen vielmehr nur deswegen, weil es für einen Mann von Ottingens Gläubigkeit und Frömmigkeit schmerzlich sein muß, mit der Orthodoxie in Konflikt zu geraten, was sich aber — so sollte man meinen — bei der Abfassung einer Dogmatik nicht vermeiden läßt, wenn man so tief in das wirkliche Leben und in das lebendige Menschengemüt gesehen hat, wie der Verfasser der Moraltatistik. Das Ergebnis des Konflikts zwischen Lebenserfahrung und wissenschaftlicher Einsicht auf der einen und anerzogener Gläubigkeit auf der andern Seite, wie es in seiner Dogmatik vorliegt, ist nun das, daß zwar die katholische und die reformierte Orthodoxie entschieden abgewiesen, die lutherische aber in abgeschwächter und gereinigter Gestalt durch unausgesprochene und unbewußte Preisgebung einiger von dem Moraltatistiker errungenen Erkenntnisse annehmbar gemacht wird. Das spezifisch Lutherische ist die Auffassung des Glaubens als des Ergebnisses persönlicher Lebenserfahrung, wozu wir nebenbei nur bemerken wollen, daß sich diese Auffassung heute nicht mehr auf die lutherischen Kreise beschränkt, und daß sie zwar geeignet ist, Konventikel zu bilden, ohne Hilfe des Staats aber nimmermehr zur Gründung einer großen Kirche führen könnte, denn die Zahl derer, die Gott persönlich erfahren, ist verhältnismäßig klein; noch weit kleiner ist die Zahl derer, die Gott in der von Ottingen für wesentlich erklärten Weise erfahren haben, indem sie „an sich selbst verzagend in schmerzlichem, ja verzweifelndem Schuldgefühl sich der heilenden Gnade Gottes in Christo zuversichtlich getrösten.“ Wenn wir davon absehen, daß dieser Weg zu Gott für die ungeheure Mehrzahl der Menschen ungangbar ist, läßt sich vom Standpunkt eines modern wissenschaftlichen Theismus gegen das, was Ottingen über Gott und seine Schöpfung sagt, nichts von Bedeutung einwenden. Bedenken erheben sich erst in der Lehre von der Sünde, vom Übel und von der Erlösung. Zwar hat Ottingen diese Bedenken gegen eine in der Studierstube ausgebrütete und in theologischem Gezänk vollendete Dogmatik wohl empfunden, gewürdigt und berücksichtigt. Wenn wir von einzelnen tiefen Geistern, wie Augustinus, die das Menschengemüt verstanden, absehen, hat sich die Dogmatik aller Konfessionen doch in dem unfruchtbaren Zirkel bewegt: gut ist, was Gott will, und Gott will, was gut ist; und in dem ungelösten Widerspruch: Gott haßt die Sünde — die das Gegenteil des undefinierbaren Guten und daher selbst undefinierbar ist — und verdammt den Sünder, obwohl er beide in seinen Weltplan aufgenommen hat, und

*) Lutherische Dogmatik. Zweiter Band: System der christlichen Heilswahrheiten. Erster Teil: Die Heilsbedingungen. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1900. Der erste Band hat „die Prinzipienlehre als apologetische Grundlage“ enthalten.

ohne seinen Willen weder Sünden noch Sünder vorhanden sein würden. Öttingen bemüht sich also, das Wesen der göttlichen Heiligkeit wie der geschöpflichen Sündhaftigkeit zu ergründen, und kommt dabei zu einem ähnlichen Ergebnis wie wir selbst. Heilig ist soviel wie heil oder gesund, Sünde ist Hemmung oder Verletzung des gesunden Lebens, oder vielmehr jede Handlung des Geschöpfes, die eine solche Hemmung oder Verletzung herbeiführt. Darum ist kein tierischer Akt an sich Sünde, sondern nur die schädigende Absicht dabei, oder wenigstens das Bewußtsein, daß dadurch eine Schädigung verschuldet wird. Auf diese Weise, heißt es sehr schön Seite 142, könne die Liebe als Zuneigung, als Ergänzungsbedürftigkeit, als Trieb, das Angenehme zu suchen, auch der Ursprung alles Bösen sein. „Das für sich Habenwollen ist als lüsterne Selbstsucht der kontradiktorische Gegensatz zu dem, was wir im sittlichen Sinne Liebe nennen, die das schlechtthin Gute dadurch fördert, daß sie in Selbstverleugnung und Aufopferung das Wohl des andern sucht und in solcher Hingabe zur Gemeinschaft sich selbst beseligt weiß.“ Und Seite 440 wird Matthäus 10, 39 gedeutet: „wer sein Leben auf Kosten der andern zu erhalten sucht, der wird und muß es verlieren.“ Aber gerade diese beiden an sich richtigen Bemerkungen führen an den Punkt, wo Öttingens Erklärung versagt, weil er sich mit dem dogmatischen Vorurteil völlig zu brechen scheut und die Lehren seiner Moralistik vergißt. Nicht bloß in der Schlacht und unter Räubern, sondern auch im wirtschaftlichen Kampfe ums Dasein hat der Einzelne in unzähligen Fällen nur die Wahl, ob er sein eignes oder das Leben eines andern opfern will, und wenn auch die bei uns überhandnehmende Kraftmeierei und Herrenmoral geschmacklose und sogar politisch nicht ungefährliche Auswüchse sind, wurzeln sie doch in einer an sich berechtigten Reaktion gegen den sozialistischen und tolstoiischen Ato- pismus, der mit dem Altruismus, wie man das heute nennt, Ernst machen will, und der, wenn ihm nicht die gesunde Selbstsucht, d. h. der Selbsterhaltungstrieb der ungeheuern Mehrzahl Widerstand leistete, durch Selbstaufopferung jedes Einzelnen für die übrigen nicht bloß die Kultur, sondern das Leben selbst vernichten würde. Das Motiv für den „Mißbrauch der Freiheit,“ der Sünde heißt, meint Öttingen Seite 442, liege „in jener eigenwilligen Lust des Menschen, selbtherrlich sich die Güter anzueignen, die Gottes Schranken sekendes Verbot ihm annoch verjagt hat.“ Das ist freilich wahr, aber die begehrten Güter sind in den meisten Fällen keine Luxusgüter, sondern solche, die entweder zur Erhaltung des physischen Lebens oder zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlich erzwungenen standesgemäßen Lebensweise nicht entbehrt werden können, sodaß also der Mensch nur die Wahl hat, ob er sündigen oder zu Grunde gehn will. Hat doch Öttingen selbst in seiner Moralistik das Gesetz dargelegt, wonach die Diebstahlsziffer mit den Getreidepreisen auf- und abschwankt, und sonst überall den Zusammenhang der Sünden, Laster und Verbrechen mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen aufgedeckt. Deshalb ist es unverantwortlich, wenn ein heutiger Theologe immer noch das Übel ausschließlich als Wirkung der Sünde darstellt, während den modernen Denkern eher verziehen werden kann, wenn sie es ebenso einseitig als ihre Ursache darstellen. In Wirklichkeit verursachen Leiden und Sünde, wie jeder täglich sehen kann, einander gegenseitig, aber den Anfang dieser Wechselwirkung hat das Übel, d. h. die von Gott gesetzte Welteinrichtung gemacht, denn viel tausend Jahre, bevor der wohlgenährte Theologe im gutgeheizten oder ebenso gut gekühlten Studierzimmer die Abscheulichkeit der Aufsehnung gegen Gottes Verbot: du sollst nicht töten, kläglich beweisen konnte, hat der Naturmensch seinen Konkurrenten um die zu seinem Lebensunterhalt nötige Jagdbeute ohne Besinnen und Grübeln erschlagen, und es war ihm nicht zuzumuten, daß er sich dessen besonders schämen sollte vor einem Gott, der zum Verderben der Menschen das Krokodil und den Haiisch geschaffen hatte

und seine Kinder bald verhungern, bald erfrieren, bald vor Hitze verschmachten ließ. Die Notwendigkeit des Leidens, worüber Öttingen u. a. Seite 537 sehr schön spricht, und des Kampfes steht ja für alle Denker, die keinem Utopistenwahn verfallen sind, unzweifelhaft fest, damit aber auch, wovon die christlichen Dogmatiker die Augen schließen, die Notwendigkeit der Sünde. Will man sich deren Unvermeidlichkeit klar machen, so braucht man nur daran zu denken, daß in einzelnen Familien ein vollkommen ideales, daher in christlicher Sprache heilig zu nennendes Leben thatsächlich vorkommt, und zwar nicht bloß bei Christen, sondern auch bei Juden und Heiden; daß aber die Möglichkeit, ein solches Reich Gottes herzustellen, mit der Größe und Kompliziertheit des Gesellschaftskörpers, dem man angehört, abnimmt und bei einem gewissen Punkte vollständig schwindet, bis endlich dem gesellschaftlichen Chaos nicht bloß die Idealität der Familie, sondern diese selbst zum Opfer fällt. Es erscheint deshalb historisch und soziologisch gerechtfertigt, wenn die Bibel und alle alten Völkersagen ein schuldloses Paradies an den Anfang der Menschheitsentwicklung stellen, und der Zwang zur Sünde wird desto stärker, je zahlreicher das Menschengeschlecht wird, und je mehr sich seine Zustände verwickeln. Zu der traurigen Thatsache, daß der Einzelne sein eignes Leben nur im Kampfe mit seinesgleichen zu behaupten vermag, kommt dann noch der Umstand, daß in dem auch noch durch Meinungsverschiedenheiten immer mehr verfigten Gewirr die Einzelnen einander gar nicht mehr zu verstehen vermögen. Alles Aufgebot seines Scharffinns kann Öttingen nicht um das Zugeständnis herumbringen, das er um keinen Preis machen will, daß die Ursache der Sünde nirgend anderswo liegt als in Gott, in dessen Schöpferwillen. Wie den Folgerungen, die sich daraus gegen die Heiligkeit und Güte Gottes zu ergeben scheinen, entgangen werden könne, hat Öttingen selbst Seite 257 angedeutet: dadurch, daß man die hergebrachte Vorstellung von der Allmacht preisgiebt. Gott ist nicht schlechtin allmächtig; er hatte nur die Wahl, ob er eine von Übeln geplagte und zum Kampf ums Dasein gezwungne, daher notwendigerweise sündhafte, d. h. mit ihrer Idee vielfach im Widerspruch stehende, oder ob er gar keine Menschenwelt schaffen wollte. Daß bei dieser Einsicht die von der alten Dogmatik erzeugte Gewissensangst an Stärke verlieren und die Sehnsucht nach Erlösung einen etwas andern Inhalt bekommen muß, liegt auf der Hand. Wenn Öttingen in hergebrachter Weise das Schuldbewußtsein sogar als Beweis für die Richtigkeit der alten dogmatischen Auffassung heranzieht, so macht er sich einer handgreiflichen Verwechslung schuldig. Auf seine Frage: „Wie kommt es, daß wir uns schuldig fühlen in betreff eines geerbten Krankheitszustands?“ lautet die Antwort: weil wir dazu erzogen sind, gerade so wie der Hund, der jedesmal Prügel bekommt, wenn er vom Tische Speisen nimmt. Das Schuldbewußtsein ist entstanden in der Zeit, wo alle durch Naturgewalten verursachten Leiden für Strafen erzürnter Gottheiten gehalten wurden, es schwand mit der wachsenden Einsicht in die natürliche Entstehung der Übel, und es wurde nur durch den dogmatischen Jugendunterricht und die Predigt künstlich wiederbelebt. Was uns heute übrig bleibt, ist Verdruß und Scham darüber, daß unsre Person und unser Leben dem Menschheitsideal so wenig entsprechen, Betrübniß und Kummer darüber, daß wir die Leiden unsrer Mitmenschen so wenig zu lindern und zu heben vermögen, ja unter Umständen solche zu verursachen gezwungen werden. Dieses sind die Empfindungen, die im modernen Menschen das unter kirchlicher Einwirkung zustande gekommene Schuldbewußtsein verdrängt haben. Dieses ist übrigens auch in Bevölkerungen, die noch ganz unberührt von modernen Einflüssen unter geistlichem Einfluß leben, weit seltner, als sich die Theologen einreden. Die meisten unter den gewöhnlichen Menschen fühlen nichts bei den alten Bußformeln und Bußliedern, die der Mund hersagt oder singt, und halten sich auch dann für

schuldlos und gerecht, wenn sie ganz grobe Sünder sind. Von einem alle Menschen umfassenden sündelosen Reiche Gottes vermögen wir uns keine Vorstellung zu machen; ob es Öttingen gelingen wird, im zweiten Teile, der die Erlösung behandeln muß, einen Begriff davon zu geben, bleibt abzuwarten. — Im ganzen dürfen wir sein vorliegendes Buch als einen groß angelegten aber noch nicht vollständig gelungenen Versuch bezeichnen, die alte Dogmatik mit dem aus Wissenschaft, geschichtlicher und Lebenserfahrung gebornen, freilich von Einnützigkeit noch weit entfernten modernen Bewußtsein zu versöhnen. Zugleich orientiert es sehr vollständig über den gegenwärtigen Stand der dogmatischen Streitfragen in der evangelischen Kirche. — Bei dieser Gelegenheit empfehlen wir noch ein verdienstliches Buch: Das Alte Testament für das christliche Haus, ausgewählt und übersetzt von Dr. Richard Pfeiffer, evangelischem Pfarrer in Sulzbach. (Erlangen, Karl Pfeiffer, 1900.) Mit der Auswahl, die der Verfasser getroffen hat, kann man einverstanden sein. Die Sprache leistet zwar noch nicht das höchste, was eigentlich von einer Volksbibel verlangt werden muß — dazu würde ein poetisches Genie gehören —, aber sie ist würdig, edel, deutlich und schließt sich an Luther an, soweit es die Rücksicht auf Verständlichkeit und der moderne Sprachgebrauch zulassen.

Über Bildung und Kunstgeschmack. Franz Hörmann reist nach Italien und kommt eines Abends ermüdet in Venedig an, so erschöpft, daß der erleuchtete Markusplatz seinen Erwartungen nicht entspricht und erst am folgenden Tage nach einer durchschlafenen Nacht den vollen Eindruck auf ihn macht. Der hohe, formlose Glockenturm beängstigt ihn im Anfang; entweder ist das kein Kunstwerk, oder seine Vorstellungen über das, was Kunst ist, sind falsch. Auch dieses Dilemmas Pein hört allmählich auf, und der Turm erscheint ihm zwar nicht als das Schönste in seiner Art, aber er paßt doch in seine Umgebung, entspricht seiner Zeit und will nur mit einem gewissen Maße erworbener historischer Bildung angesehen sein, dann wird er verständlich und zählt auch als Kunstwerk. Der Verfasser setzt das auf zweiundsechzig Seiten viel hübscher und lebendiger auseinander (Il Campanile di San Marco oder Kunst und Ästhetik, Berlin, Simion), als es in diesem Auszug geschehen konnte, er gewinnt dadurch als Erfordernis der „Kunst im engern Sinne“ die Voraussetzung eines ebenfalls engern Kreises von Genießenden, der geistigen upper ten thousand eines jeden Landes, ein Ausdruck, der ihm übrigens solche Freude gemacht hat, daß er ihn unzähligmale wiederholt. Nachdenkende Kunstfreunde werden sich gern mit ihm über ihre Eindrücke Rechenschaft geben mögen. Er nimmt seinen Standpunkt gegen eine „Kunst für alle,“ aber auch gegen die Souveränität des Künstlers, der alles Publikum mit seinem sogenannten Geschmack gleichgiltig ist, und die uns ja von vielen Seiten jetzt empfohlen wird.

Man kann aber dieses Verhältnis der Kunst zu der Bildung ihrer Zeit auch noch etwas tiefer auffassen, wie in den „Streiflichtern auf moderne Kunst und Bildung“ von Eremita (Groß-Lichterfelde-Berlin, Edwin Runge), eine Broschüre, die sehr viel Beherzigenswertes enthält. Kunstwerke von bleibendem Werte kommen nur da zustande, wo sich in ihnen nicht die Schulle eines Sonderlings, sondern mindestens der Geist einer ganzen Bildungsschicht ausgesprochen hat. Der Geschmack ist eine Frucht der Bildung, an der der Künstler als gebildeter Sohn seiner Zeit teilnimmt, aber das Vorrecht des richtigen und gebildeten Urteils hat er nicht. Er kann also nicht ohne weiteres lehren, wie die Natur aufzufassen sei; das Publikum hat auch Sinne. Der Verfasser schätzt die Kunst der Modernen sehr niedrig, er verlangt Inhalt, Geist und einen Zusammenhang mit der tiefen, historisch entwickelten Kultur des Volks, der Nation, und alles das vermißt er bei den Neusten, die nicht mit Namen genannt zu werden brauchen; er bespricht das Cliquentum, die Gönner-

schaften der kleinen Kennerkreise, der zahlungsfähigen Käufer, der großen Masse des sogenannten Volkes, dessen Instinkte man für diese Äußerungen zu gewinnen sucht; er geht auf die Umwälzungen in der Nationalgalerie ein, die Verhängung der Cornelius'schen Kartons und besserer älterer Bilder, auf denen noch etwas zu sehen war, zu Gunsten von Liebermanns Proletariertkunst und der schlechtin fürchterlichen Schmierereien eines Manet, Monet und Segantini. Er hält mit Tschudi Abrechnung über „Kunst und Publikum.“ Es sei Thorheit, auf die Verständnislosigkeit der Menge zu schelten, sie sei weiches Wachs und lasse sich von geistig höherstehenden Kennern belehren, aber auch von Künstlern in die Irre führen, und schließlich werde vielleicht das heutige Publikum doch noch besser sein als die heutigen Künstler. „Stud ist mit Klinger zusammen von all den Neuern so ziemlich der Ungenießbarste, weil der unglückliche Mensch philosophieren will, und Gedankenmalerei bei unsern Naturalisten, das ist wirklich der Übel größtes. Wo man die Welt des Geistes, das Leben des Gedankens proskribiert hat, da kann hinterher die Gedankenmalerei nichts hervorbringen als eine ungeheure Grimasse.“ Es fehle, sagt Eremita, unserm Leben, unsrer Bildung und auch unsrer Kunst der Idealismus, alles sei Sport, Vergnügen, Überschätzung des Technischen, des Kunststücks. Nur die Anknüpfung an die historische Entwicklung ermögliche ein Fortschreiten, und die Leistungen einer bessern Vergangenheit müßten uns gesunde Maßstäbe und festes Urteil zurückgeben. Unsrer modernste Kunst geht ja ihre Wege mit einer erstaunlichen Selbstzufriedenheit, und die ihr zugeschwornen Kunstapostel machen ihr die Bescheidenheit außerordentlich schwer. Kauschende Beifallsorgien und ein unsagbarer Aufwand von Kunstphrasen machen uns glauben, daß wir in einer Zeit der höchsten Blüte stehn. Auf der andern Seite sieht Eremita überall Niedergang und Verfall. Es würde ein eignes Buch fordern, wollte jemand ihm Schritt vor Schritt nachgehn und hier eine Abrechnung, einen Ausgleich versuchen. Seine gedankenreichen und auf tiefe Bildung gegründeten Ausführungen treffen immer mit Sicherheit den schwachen Punkt, und eine solche Kritik kann nicht ohne Nutzen bleiben. Hätte er auch in allem recht, und stünden die Dinge ganz so schlecht, wie er sie ansieht, so würde uns noch ein Trost bleiben: es ist ein gutes Zeichen für den Ernst unsers Bildungsbedürfnisses, daß die Gedanken ans Licht drängen, daß solche Schriften erscheinen und weiter wirken. Eremitas Büchlein steht aber nicht allein, wir können ihm zwei Bücher derselben Tendenz anschließen.

„Das Pathos der Resonanz, eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens,“ von Otto Lyon (Leipzig, Teubner) kommt im Urteil über die moderne Kunststrichtung zu denselben Ergebnissen, die wir nicht aufzählen wollen. Der Verfasser hat gute Kenntnisse und klare Einsichten. Der Wirkung seines Buchs steht freilich eine nicht ganz leichte Terminologie im Wege, es ist nicht populär und hat zuviel von den Eigenschaften eines Kollegienheftes an sich. Den Haupttitel schon würde keiner zu deuten wissen, wenn er uns nicht im Verlaufe darüber belehrte, daß er darunter das „Genie“ verstehe. Am meisten Eindruck werden wahrscheinlich seine Auseinandersetzungen über Nietzsche machen, dessen sogenannte Philosophie er in ihren Wandlungen recht gut beleuchtet, und vielleicht wäre es am besten gewesen, wenn er geradezu, auch dem Titel nach, ein Buch über Nietzsche geliefert hätte. Hierüber einige Bemerkungen. Bei dem ungeheuern Erfolg, den dieser Schriftsteller gehabt hat, und bei seinem noch immer wachsenden Einfluß steht eins außer Zweifel. Seine Anhänger und unbedingten Verehrer sind die Unmündigen, die nicht immer jung zu sein brauchen, die also, denen die Quellen seiner Weisheit fremd sind. Kein reifer Mann dagegen, der auf irgend einem der vielen von Nietzsche befahrenen Gebiete selbst bewandert ist, kein Naturforscher, Historiker, Litteraturkundiger oder Kunstforscher von selbständigem Wissen hat sich

durch das „Was“ seiner Aphorismen imponieren lassen, höchstens bewundert er die Form, wenn sie auch nicht allemal nach seinem Geschmack ist; dem Belesenen ist aber auch diese nicht einmal immer so neu wie denen, die Nietzsche nur aus Nietzsche kennen. Von einer zusammenhängenden Philosophie, einem System, einer Weltanschauung kann gar nicht die Rede sein, und an Widersprüchen, Paradoxien und Thorheiten hat keiner mehr geleistet als dieser hochbegabte Mann. Das sieht, weiß und zeigt auch Lyon, und seine durchaus selbständige Stellung zu Nietzsche belegt den zweiten Teil des oben angeführten Satzes. An einer Stelle seines Buchs meint er, die heutige Schätzung des französischen klassischen Dramas — gegenüber der Beurteilung durch Lessing — gehe auf Nietzsche zurück, der ja in seiner „zweiten Periode“ alles Lateinische und Romanische über das Griechische und namentlich auch über das Germanische erhob. „Also auch hier bereits der Einfluß Nietzsches“ (S. 38). Das ist nicht richtig. Den Standpunkt der Dramatiker Ludwigs XIV. hat in neuerer Zeit zuerst der Gießener Karl Hillebrand, der 1884 in Florenz starb, mit großem Nachdruck vertreten, und von diesem geistreichen Schriftsteller stammt auch eine andre These des spätern Nietzsche. Hillebrand hatte im Anfang der siebziger Jahre eine Reihe von Zeitungsaufsätzen über die Unzuverlässigkeit aller geschichtlichen Überlieferung veröffentlicht, die damals viel Aufsehen machten, und bei Nietzsche erscheint die Historie als „Asterwissenschaft“ wieder. Zu Nietzsches Quellen gehört übrigens auch Carlyle, den er später wegwarf und beschimpfte, wie er es mit Richard Wagner machte: dort haben wir den Herrenkult, den Edelmenschen, der die andern beherrschen muß, die Vorliebe für das Alte Testament und noch viel andres. Es gehört eben zu den vielen Konfusionen des heutigen Sprachgebrauchs, daß Nietzsche immer als „Denker“ bezeichnet wird; seine Gedanken sind Reproduktionen. Wenn Lyon bedauert, daß dieselben Kreise, die ihn einst mit den schärfsten Streichen abgewehrt hätten (Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Kultur, Grenzboten 1873), sich heute bereits vor ihm beugen (S. 38), so hat er dabei wahrscheinlich an die Aufsätze von Carl Zentisch im Jahrgange 1898 gedacht. Er konnte aber aus der wichtigen und interessanten Notiz: Nietzsche und Novalis (IV. Quartal, S. 111) sehen, daß sich Zentisch keineswegs beugt, sondern nur die Fähigkeit hat, einem Gegner auf seinen Gedankengängen recht weit zu folgen, bis er ihm die Absage erteilt. Sonst würde er nicht Nietzsche mit Novalis so verglichen haben, daß jener dabei schließlich platt zu Boden fällt. Novalis hat mehr positives Wissen und mehr künstlerische Leistung, ebensoviel Paradoxie, aber keinen Pessimismus, sondern Versöhnung der Gegensätze. Er schätzte die Schriftstellerei gering und schrieb nur nebenher, aber dabei manches, was bleibenden Wert hat, „während von Nietzsche im nächsten Jahrtausend wahrscheinlich nichts mehr gelesen wird.“ Und ganz zuletzt drückt sich Zentisch noch einmal deutlich genug dahin aus, daß die Überschätzung Nietzsches zum Teil in der Unbelesenheit derer, die sich mit ihm beschäftigen, ihren Grund haben möge.

Ein ganz leichtgeschürztes und sehr anmutiges Buch, eine wirkliche Plauderei, wie der Nebentitel sagt, ist „Vom Geschmack,“ zweite Auflage, von F. Vetter (Halle und Bremen, Müller). Der Verfasser ist positiver Christ wie Eremita, und seine Richtung ist etwa dieselbe, nur handelt er weniger von Kunst und Litteratur und mehr von Lebensfragen. Er will gegenüber der bekannten Ausrede von der Willkürlichkeit des Geschmacks zeigen, wie sich im Leben aus dem Wahren, Guten und Natürlichen gewisse Verbindlichkeiten ergeben, deren Nichtachtung immerhalb eines bestimmten Kreises als Geschmacklosigkeit empfunden wird. Der Kreis umschreibt nicht gerade die obere Gehirnhälfte Hörmanns, vielleicht ist er weiter, wahrscheinlich aber enger, jedenfalls möchte man gern dazu gerechnet werden, denn seine Voraussetzungen sind fein und nobel, seine Schlußfolgerungen verständig und ein-

leuchtend. Eine zufällig herausgegriffne Stichprobe mag das dem Leser bestätigen. Geschmacklos, sagt der Verfasser Seite 43, d. h. unschmackhaft ist die Frauenbewegung, insofern sie aus der Frau einen halben Mann machen möchte und den prächtigen Gegensatz der Geschlechter und ihre gegenseitige Anziehung abschwächt. Geschmacklos sind die Zwitterfiguren und bebrillten Titusköpfe und die weiße Weste, Kravatte und Stehfragen, womit diese modernen Frauen mit weiblicher Unlogik die angeblich von ihnen so verachteten Männer kopieren. Wären sie wirklich von der Überlegenheit der Frau überzeugt, so müßten sie im Gegenteil darauf ausgehen, schon durch echt weibliche Tracht alles abzulegen, was an die brutalen Herren der Schöpfung erinnert. Und unschmackhaft ist ebenso ihr ganzer geistiger Habitus und das männlich sein sollende Gerede von politischer, soziologischer und humanistischer Bildung, womit sie in völliger Verkennung der Eigenschaften, durch die sie von jeher die wahre Frau Achtung, Liebe und Verehrung erworben hat, auf Friedenskongressen prangen. Zum Schluß noch ein paar Kleinigkeiten. Das Parthenon, skulptieren und primieren sind falsche Bildungen, und Loti ist nicht Geistlicher (P.), sondern Marineoffizier.

U. P.

Jean Paul. Als Jean Paul gestorben war, hielt ihm Börne in Frankfurt eine Gedenkrede, an die man noch später viel erinnert hat. Er hatte das Gefühl, daß des Dichters Zeit — der doch keine dreiundsechzig Jahre alt geworden ist — vorüber wäre, und es bedurfte dazu wohl keiner Prophetengabe, denn das Geschlecht der Jean Paul-Verehrer, aus dem jeder von uns vielleicht noch einige gekannt hat, wurde lange vor 1825 geboren. Als man den hundertjährigen Geburtstag feierte, 1863, war es ganz still; wer wüßte sich dessen noch zu erinnern? An das Schillerjahr dagegen denkt jeder, der es erlebt hat, deutlich zurück. Börne verkündete damals in dem rührseligen Pathos, das ihm nicht minder als der Judenwitz zu Gebote stand, eine Wiederkunft des Geschiednen an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts, die wir ja nun durchschritten haben. Es wird also hohe Zeit. Ein tüchtiger katholischer Gelehrter, Josef Müller, beschäftigt sich seit einigen Jahren mit Jean Paul, er hat 1894 ein größeres Werk über ihn herausgegeben, in zwischen Bibliotheken und Familienarchive nach Handschriften und Briefen durchsucht und danach eine ganze Reihe von Arbeiten teils vorbereitet, teils veröffentlicht. Von diesen liegen uns „Jean Paul Studien“ als Ergänzung zu jenem Hauptwerke aus demselben Verlage vor (München, Lüneburg). Das Buch macht einen sehr guten Eindruck, der Verfasser ist seiner Aufgabe gewachsen, und er greift sie ernst an. Er müsse, sagt er, in der wissenschaftlichen Forschung ganz von vorn anfangen. Durch das ganze Buch hindurch setzt er sich mit dem Berliner Gymnasialprofessor Herrlich auseinander, der mit Hegelscher Philosophie und Haß gegen die Kirche und das griechisch-römische Altertum in einem größern Werke und in Ausgaben unwissenschaftlich, subjektiv absprechend und in saloppem Tone Jean Paul behandelt habe. Ich gebe diese Ausdrücke ohne Gewähr nach Müllers Anführungen, denn ich kenne Herrlichs Bücher über Jean Paul nur aus Besprechungen; ich kenne von ihm nur ein unglückliches Werk über „das Dogma des klassischen Altertums,“ das vor einigen Jahren mit großen Ansprüchen als Pendant zu Langbehn's „Rembrandt als Erzieher“ auftrat und inzwischen klanglos versunken zu sein scheint. Müller, der ihm zum Vorwurf macht, daß er Jean Paul in keiner Weise gerecht geworden sei, stellt seinen Lieblingschriftsteller ungemein hoch, so hoch, daß er von anderer Seite auf Widerspruch wird gefaßt sein müssen. Er beruft sich auf Vorgänger in dieser Vorliebe, auf Carlyle, Gottfried Keller, auf Gauß, der ihn Goethen vorgezogen habe, und bekennet von sich, daß er Goethes und Shakespeares manchmal, Jean Pauls aber niemals überdrüssig geworden sei. Das ist viel. Er hat es sich zur Auf-

gabe gemacht, dem Dichter die ihm gebührende Stelle in der Bildung unsrer Zeit zu erobern, und geht mit voller Zuversicht auf sein Ziel los. Jean Paul habe die verdiente Würdigung noch nicht erreicht, weil man ihn nicht kenne. Das ist schwerlich richtig. Viele kennen ihn, aber sie stoßen sich an dem Mangel an Ordnung, an dem Hin- und Herspringen, auf das er sich selbst bekanntlich etwas zu gute that, an der planlosen, willkürlichen Führung der Handlung und den zerstreuten, ungenießbaren Abschweifungen. Alles das wird immer ein schweres Hindernis bleiben. Die schönsten Sachen, die durch ihre gemütvollte Erfindung am meisten anziehen, *Wuß*, *Quintus Fizzlein*, *Siebenkäse*, *Fibel* würden doch für den Durchschnittsleser nur genießbar werden, wenn man sie des wunderlichen Beiwerks entkleiden könnte, sodaß die Fabel reiner wirkte.

Jean Paul hat ferner nicht nur Gedanken, sondern er ist auch ein Künstler der Sprache, aber es wäre doch erst auszumachen, ob er in dieser Hinsicht mehr geschaffen als geschadet hat, weil sein Geist durchaus der Regel widerstrebt. Wenn nun also auch Börnes Voraussetzung nicht eingetroffen ist, und ein Teil der Hoffnungen Müllers sich nicht erfüllen wird, so bleibt doch Müllers Arbeit ein wichtiges Werk. Populär wird Jean Paul nicht wieder werden, aber Leute von tiefem literarischen Interesse werden sich ihm zuwenden, wenn sie zuverlässige und zugleich praktische Ausgaben und geschmackvolle Erklärungen in Bezug auf das zwischen unbekannt gewordne finden. Das kleine Müllersche Buch ist wohl instande, dem Dichter Freunde zu gewinnen. Es enthält neben vielem andern eine Übersicht über die einzelnen Romane in sehr gelungenen Analysen, die bei aller Kürze einen vollständigen Begriff geben. Demnächst wird Zustimmung finden müssen, was über des Dichters Verhältnis zu den Frauen, namentlich auch seiner eignen, gesagt wird; er war in manchen Stücken ähnlich dran wie *Siebenkäse* mit seiner *Benette*. Sehr schön tritt überall sein Idealismus hervor, seine Kunst, das Leben zu vergolden; er brauchte sie wahrlich, denn leicht war es ihm nicht gemacht. Er hätte auch untergehn können im Kampf gegen das Pfahlbürgertum von Hof oder von „*Rußschnappel*,“ wie er es mit einem außerordentlich treffenden Ausdrucke nannte, der gleichwohl unterging. „*Krähwinkel*“ kennen wir alle für dieselbe Sache. Es stammt ebenfalls von ihm, ist aber von *Kozebue* aufgenommen und in Umlauf gesetzt worden.

U. P.

Beiträge zur Sozialwissenschaft und sozialen Praxis. Ernst Viktor Zenker will in seinem groß angelegten Werke: *Die Gesellschaft nicht „die endgültige Synthese der bisherigen Spezialforschungen“* liefern, sondern nur das Fazit des bis jetzt geleisteten ziehen, um denen, die nicht selbst forschen, einen Überblick über das Arbeitsfeld zu gewähren. Er entbehrt aber keineswegs der originellen Auffassung und stellt z. B. im vorliegenden ersten Bande (*Natürliche Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft*, Berlin, Georg Reimer, 1899) eine annehmbare neue Theorie über den Ursprung der Ehe auf, den er nicht sexuell, sondern rein wirtschaftlich erklärt. — Daß die Kant-Fichtische Moral, die jeden einzelnen Menschen als Selbstzweck behandelt und daher die wirtschaftliche Unabhängigkeit oder wenigstens Existenzsicherung für ihn fordern muß, notwendig zu sozialistischen Einrichtungen führt, ist oft hervorgehoben worden. Ein Kantforscher von Beruf nun, Karl Borländer, zeigt in seiner Schrift: *Kant und der Sozialismus* durch eine Zusammenstellung bisher wenig beachteter Aussprüche Kants, daß auch dieser schon — Fichte hat ja bekanntlich ein ganz sozialistisches Buch geschrieben — dem Sozialismus in der That sehr nahe gestanden hat. Er tabelt z. B. die Verächter von Platons Republik und bezeichnet als höchste Aufgabe und letzten Zweck der Menschheit die Herstellung einer vollkommen gerechten bürgerlichen Verfassung, wo

keiner mehr „Vorteile genießt, um derenwillen andre desto mehr entbehren müssen.“ Von den Utopien eines Morus und anderer urteilt er, eine solche Staatsverfassung sei freilich nur ein süßer Traum, aber sich seiner Verwirklichung zu nähern sei nicht allein denkbar, sondern, soweit es sich mit den moralischen Gesetzen vertrage, sogar Pflicht — „des Staatsoberhaupt.“ Im zweiten Teile seiner Schrift zeigt Vorländer, wie einerseits die Neukantianer, namentlich der längst verstorbene Friedrich Albert Lange, dann Cohen, Stammer, Ratorp, Lipps dem Sozialismus zuneigen, während in neuester Zeit einzelne Sozialisten: Jaurès, Schmidt, Bernstein u. a., sich von der Tyrannei der verbohrtten Marxisten befreiend, auch in der Philosophie Anschluß an die bürgerlichen Kreise und namentlich an die der Neukantianer zu gewinnen suchen. — Die christlich-soziale Bewegung in England hat namentlich Schulze-Gaevernitz bei uns bekannt gemacht, und unter ihren Führern ist Kingsley schon durch seine belletristischen Leistungen berühmt, dann aber auch durch Monographien eingeführt worden. Weniger Beachtung hat bis jetzt Frederick Denison Maurice gefunden, den Kingsley als seinen Meister verehrte. Seine Persönlichkeit und sein Wirken schildert nun Helene von Dungen in einer (bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen 1900 erschienenen) Broschüre. Maurice war der unter allen Teilnehmern der Bewegung, der das „Christlich“ im Parteinamen am stärksten betonte und daher den schlimmsten Stand hatte. Daß er von den Staatskirchlichen verfezt wurde und seine Professur am Kings College verlor, war ebenso selbstverständlich, als daß die meisten Arbeiter in ihm nur einen listigen Pfaffen sahen, aber auch mit den Freunden hatte er viele Mißhelligkeiten, sodaß sein Leben ein beständiges Martyrium war. Und während es mit den sozialen Bestrebungen ganz erfreulich vorwärts ging, erzielten seine Bemühungen, die Arbeiter zu Gott zu führen, nur sehr bescheidne Erfolge. Seine Vorlesungen an dem im Jahre 1854 eröffneten Workingmens College, dessen Leitung er übernahm, pflegte er mit Gebet zu eröffnen. Über den passiven Widerstand, der dieser Einrichtung begegnete, klagt er in einem Briefe an den christlich-sozialen Juristen Ludlow: „Was Sie über unsre Gebete im College und über den im ganzen so vergeblichen Versuch, Leben hineinzubringen, bemerken, ist eine schmerzliche Wahrheit. Ich lese die Gebete jedesmal mit wirklichem Schmerz. Ein oder zwei Leute hören zu, wahrscheinlich nur mit Widerstreben. Die Lehrer und Schüler halten sich unterdessen im Garten auf, oder plaudern in der Bibliothek. Und doch halte ich es für besser, die Sache nicht aufzugeben.“ — Der unermülich für den sozialen Frieden thätige Heinrich Freese empfiehlt die Arbeiterausschüsse in der bei W. Wildens in Eisenach 1900 herausgegebenen Schrift: Das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe. Als Mitglied des Staatsrats hat er die obligatorischen Arbeitsordnungen und Arbeiterausschüsse vorgeschlagen. Die von ihm für die ersten geforderten Bestimmungen sind, wenn auch nicht vollständig, durch den § 134 b der Gewerbeordnung Gesetz geworden; dagegen bleibt die Errichtung von Arbeiterausschüssen vorläufig noch in den freien Willen der Unternehmer gestellt. Freese berichtet über die guten Erfahrungen, die er seit sechzehn Jahren damit in seinen Fabriken gemacht hat, widerlegt die Einwürfe dagegen, erteilt Ratsschläge für die Gründung und Behandlung dieser Körperschaften und druckt im Anhange ab einen Auszug aus der Arbeitsordnung seiner Fabriken, die Geschäftsordnung seiner Arbeitervertretung und eine Anzahl anderer bei ihm geltender Regulative, darunter eins über das von ihm gestiftete Fabrikkreuz. Jeder Beamte und Arbeiter erhält „am Tage der zehnjährigen Fabrikmitgliedschaft“ ein an der Uhrkette zu tragendes silbernes Kreuz; für solche, die der Fabrik fünfundzwanzig Jahre angehört haben, wird das Kreuz in Gold hergestellt. Stirbt der Dekorirte, so werden der Familie auf ihren Antrag gegen Rückgabe des Kreuzes für das silberne hundert Mark, für das goldne dreihundert

Markt ausgezahlt. Bis Ende 1899 — nach noch nicht dreijährigem Bestand der Stiftung — sind sechsundvierzig silberne und drei goldne Kreuze verliehen, und den Familien von vier verstorbenen Deforzierten die Einlösungssummen ausgezahlt worden. Großartige Zuwendungen für Wohlfahrtseinrichtungen, mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, mißbilligt Freese, dadurch werde die Kluft zwischen den Arbeitern und dem seine Überlegenheit so deutlich offenbarenden Unternehmer nur erweitert. Dieser solle lieber zu den von den Arbeitern selbst zu gründenden Einrichtungen regelmäßige Zuschüsse leisten, die von den Arbeiterbeiträgen nicht gar zu grell abstechen. Um auf die Zuschüsse zurückzukommen, so stehen ihnen die Arbeiter nicht ganz ohne Mißtrauen gegenüber; manche fürchten von solchen eine Schwächung der Gewerkschaften. Freese hält diese Furcht für unbegründet, die Zuschüsse allerdings aber für ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die Gewerkschaften; denn, so notwendig diese auch sein mögen, als Vertreter ausschließlich einer Klasse neigten sie doch ebenso wie die Unternehmerverbände von Natur dazu, Kampfvereine zu werden. Eben deshalb sei der Widerstand der Unternehmer gegen die Zuschüsse unverständiger als der weit seltenerer der Arbeiter. „Die Heerscharen der Industriearbeiter verlangen Einfluß auf den Arbeitsvertrag. Gerade dadurch, daß die Arbeitgeber sich weigern, ihren Arbeitern im eignen Hause einen Einfluß auf die Arbeitsbedingungen zu gewähren, zwingen sie sie, sich ausschließlich auf die außerhalb der Fabrik stehenden Organisationen zu verlassen.“ Freeses Schriftchen enthält viele sehr lehrreiche Einzelheiten, kein Fabrikant sollte es ungelesen lassen. — Auf einen andern Ton ist Adolf Wendsterns Leier gestimmt. Er sieht in der Arbeiterbewegung etwas tief Tragisches und klagt über die „kolossale Blindheit“ des deutschen Bürgertums, dessen Vertretung die „Arbeitswilligenvorlage“ abgelehnt hat. Er hat gleich nach der Ablehnung in der Kreuzzeitung sehr heftig gegen Brentano polemisiert und jetzt diese Aufsätze erweitert herausgegeben unter dem Titel: Arbeitsvertragsgesetzgebung. Positive Politik gegen die roten Gewerksvereine. (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1900.) Er geht von folgendem ganz richtigen Satz aus: „Die Idee des gleichen Rechts für alle bedarf notwendigerweise in der Praxis einer speziellen Ausführung, nicht nach dem Maßstabe eines allgemeinen Nivellements, sondern nach der Idee der Aristotelischen proportionalen Gerechtigkeit: wer viel leistet, erhält viel Rechte, wer dem Staate, wenn ihm volle Freiheit gewährt wird, nützlich ist, erhält diese volle Freiheit, wer wenig leistet, oder wer gefährlich wirken kann, wenn er frei schalten und walten darf, erhält wenig Rechte und muß zum Besten des Wohls des Ganzen rechtlich beschränkt werden oder bleiben.“ Der Satz ist, wie gesagt, vollkommen richtig, nützt aber in der Praxis gar nichts. Denn es würde sehr schwierig sein, einem faulen oder liederlichen Rentner, dessen einzige Leistung fürs Gemeinwohl in der erzwungenen Steuerzahlung besteht, seine staatsbürgerlichen Rechte zu beschränken, und abgesehen von den Extremen: den offensibaren Verbrechen und solchen augenfälligen Verdiensten wie denen siegreicher Generale, giebt es keine Thätigkeit, deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit nicht sehr verschieden bewertet würde; Sokrates, Jesus, Luther, Galilei, Friedrich Vst sind von den Dbrigkeiten, Cäsar, Heinrich IV. von Frankreich, Bismarck von einem großen Teil ihrer Landsleute für sehr schädliche Menschen gehalten werden; Agrarier und Händler, Katholiken und Protestanten, Juden und Antisemiten erklären einander gegenseitig für gemeingefährlich und gemeinschädlich. Auch handelt es sich bei der Ausprägung des allgemeinen Grundsatzes in Verfassungsbestimmungen und Gesetzen keineswegs bloß um verschiedene Grade der Freiheitswürdigkeit, sondern auch um die verschiedene Lage der einzelnen Berufsstände. Was hat z. B. für den Bauer das Recht der Freizügigkeit für einen Sinn? Ob die Bestimmungen, die Wendstern auf Seite 19 und 20 zur bessern Regelung des Koalitionsrechts vorschlägt, als Grundlage für

eine zukünftige Gesetzgebung zu gebrauchen sind, mögen die Juristen entscheiden. — Zu den schwierigsten sozialen Fragen gehört die Bildungsfrage, die Frage: welchen Wert jede Art von Bildung für die verschiedenen Berufsstände in sittlicher, politischer und wirtschaftlicher Beziehung habe. Dr. Ernst Schulze, der bekannte eifrige Förderer der Volksbibliotheken, orientiert darüber sehr gut in der Schrift: *Volksbildung und Volkswohlstand, eine Untersuchung ihrer Beziehungen.* (Stettin, H. Danneberg und Comp., 1899.) Die Natur des Gegenstands bringt es mit sich, daß bei der Erörterung der Beziehungen zwischen Volksbildung und Volkswohlstand auch die sittlichen und die politischen Wirkungen der verschiedenen Arten von Bildung, eine Menge soziale Fragen, z. B. die der Kinderarbeit und der Arbeitszeit, und die verschiedene Anlage der Nationen zur Sprache kommen. Der Verfasser bietet auf 84 Seiten ein reichhaltiges Material. — Was sich gegen das private Bodeneigentum sagen läßt, hat D. Norden in der Schrift: *Soziale Bedeutung des Bodeneigentums* (Leipzig, Otto Wigand, 1899) sehr gut zusammengefaßt, und daß das Eigentumsrecht am Grund und Boden mancher Verbesserung bedürftig und fähig ist, geben wir ihm zu, aber was soll uns seine Schrift nützen, da er keine Vorschläge macht? — „Der Übermensch, der allein die soziale Frage lösen kann“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich, ohne Jahreszahl) ist nicht etwa Nietzsche, sondern nach der Meinung seines Verfassers C. A. Friedrich Jesus. Jesus hat durch sein Leben und seine Auferstehung bewiesen, daß der Mensch, wie er jetzt ist, noch nicht das Ziel der Entwicklung ist, sondern daß er eine höhere Stufe erlangen kann und soll. Und da sich die Kirche der Aufgabe, den Menschen zu diesem höhern Leben zu erziehen, nicht gewachsen gezeigt hat, soll sie der Staat übernehmen; in der Schule soll dem Menschen die Überzeugung beigebracht werden, daß er „etwas Herrliches aus sich machen“ könne. Ein Volk, das sich auf die Länge mit einem geringwertigen Bildungsideal begnüge, müsse zu Grunde gehn. Solche Gedanken wollen erwogen, nicht kritisiert werden. — Von Josef Stammers Bibliographie des Sozialismus und Kommunismus ist kürzlich bei Gustav Fischer in Jena ein zweiter Band: *Nachträge und Ergänzungen bis Ende des Jahres 1898*, erschienen.

Genesungshäuser. Von dem Ausschuß der Landesversicherungsanstalt Hannover geht uns der Bericht über die Verwaltung ihrer drei Genesungshäuser im Harz: Königsberg, Erbprinzentanne und Schwarzenbach, für das Kalenderjahr 1899 zu. In Königsberg und Schwarzenbach weilen lungenkranke Männer, im Hause zu Erbprinzentanne lungenkranke Frauen, ein viertes Haus für bleichsüchtige Frauen wird in Pyrmont eingerichtet. Die Leitung der Häuser ist Diakonissinnen anvertraut. Der Bericht enthält viele anziehende Einzelheiten, namentlich über die Neueinrichtung des Hauses in Schwarzenbach, das, schön und gesund gelegen, mit allem Komfort ausgestattet, von Parkanlagen und weiterhin von Fichtenwald umgeben ist. Die Berichterstatter hoffen, „daß der Wunsch, je mehr Heilverfahren, desto weniger Rente, Wahrheit werde, d. h. durch die Statistik in nicht zu fernem Zeit seine zahlenmäßige Bestätigung finden möge.“ Wir hoffen und wünschen es ebenfalls, denn mögen auch Werke der Humanität einen desto höhern sittlichen Wert haben, je mehr sie Opfer kosten, gesicherter sind sie doch, wenn sie sich den Gründern selbst vorteilhaft erweisen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig